

Neues aus Langen Brütz



Rostock, 1996

18

von Siegfried Wittenburg
18. Ausgabe,
März 2015

Liebe Leserinnen und Leser,

die ältere und die mittlere Generation weiß, was vor 25 Jahren passiert ist: die ersten freien Wahlen nach 1933 im Osten Deutschlands. Viel ist im letzten Jahr veröffentlicht worden, über die DDR, über die die friedliche, freiheitliche und demokratische Revolution. Inzwischen wissen wir aus den aktuellen Nachrichten, dass Revolutionen auch scheitern, in Gewalt, Krieg und neuen Diktaturen enden können.

Jetzt stelle ich fest, dass die dritte Generation in Deutschland fragt: "Was ist nach 1990 passiert?" Nicht die Lehrer und Dozenten fragen, sondern die Schüler und Studenten! Die jungen Leute, die vollkommen in Freiheit und Demokratie aufgewachsen sind, mailen mich an, bitten um Vorträge, Bilder und Informationen. Ich finde das großartig!

Und ich stelle immer wieder fest, dass die bewegende Zeit nach 1990, als die Menschen heftig durcheinandergewirbelt wurden, noch nicht verarbeitet ist.

Viel Vergnügen!
Ihr
Siegfried Wittenburg



Der Autor und Herausgeber ist Träger des Ordens „Banner der Arbeit“ Stufe III 1983, der „Ehrennadel für Fotografie“ in Bronze 1987 und des „Friedensnobelpreises“ 2012 in der EU.



Ostseebad Binz, DDR, Februar 1990



Rostock, DDR, März 1990



Rostock, DDR, März 1990



Rostock, DDR, März 1990

Aufprall Ost

oder Als das Volk die D-Mark wählte

Auszug aus der Fernsehansprache Helmut Kohls am 1. Juli 1990, dem ersten Tag der Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland und zur Einführung der D-Mark in der DDR:

„Viele unserer Landsleute in der DDR werden sich auf neue und ungewohnte Lebensbedingungen einstellen müssen - und auch auf eine gewiss nicht einfache Zeit des Übergangs. ...

Ich bitte darum die Landsleute in der DDR: Ergreifen Sie die Chance, lassen Sie sich nicht durch die Schwierigkeiten des Übergangs, die niemand leugnen kann, beirren. Wenn Sie mit Zuversicht nach vorn blicken, wenn alle mit anpacken, werden Sie und wir es gemeinsam schaffen.“

Ein vollmundiges Versprechen war dieses gewiss nicht, aber die deutsche Einheit war somit praktisch vollzogen und der Staat DDR bis zum 2. Oktober 1990 ein völkerrechtliches Unikum. Über 16 Millionen Menschen waren davon betroffen. Sie haben sich mit einer überwältigenden Mehrheit dafür entschieden, nach 57 Jahren erstmalig wieder demokratisch legitimiert. Doch in der Ansprache vom damaligen Bundeskanzler steckte noch eine andere Botschaft, die bis heute falsch zitiert und verstanden wird und somit negativ in die Erinnerung der Deutschen eingegangen ist. Ich versuche hiemit, darüber nachzudenken.



Rostock, DDR, 1990

Sehr geehrter Herr Wittenburg,

Ihnen haben wir so viele wunderbare, aussagekräftige Fotodokumente, gerade auch aus der wichtigen Umbruchzeit zu verdanken. Viele von ihnen haben sich mir tief ins Gedächtnis eingegraben.

Waren Sie am 9. März 1990 auch bei der Wahlkampfveranstaltung der „Allianz für Deutschland“ auf dem Parkplatz hinter dem Haus der Schifffahrt, auf der u. a. Helmut Kohl sprach? Auf meinem Rechner habe ich ein Foto, auf dem Helmut Kohl (rechts) in seiner behäbigen Größe in die Kamera lacht, neben ihm der kleine Lothar de Maizière und neben ihm (links) Peter-Michael Diestel. Zwischen diesen stehe ich dahinter (mit Mütze).

Meine altruistischen euphorischen Illusionen sind bald danach verfliegen. Anfang August 1990, als der DA von der CDU übernommen werden sollte, legte ich meine Funktionen, die ich unentgeltlich ausgeübt hatte, nieder und trat aus dem DA aus. Danach habe ich mich politisch nicht mehr betätigt.

Dem hellen Licht folgten bald auch dunkle Schatten. Das Gemeinwohl ist verraten worden. Es ist wohl bei allen Revolutionen so: Das Volk hält seinen Kopf hin und bringt Opfer. Sobald ein Umbruch gesiegt hat, drängen neue Leute nach vorn mit anderen Zielen. Und hinterher entdecken Viele verwundert, was aus dem Versprochenen geworden ist.

Was mich deprimiert, ist, wie schnell sich Menschen grundlegend gewandelt haben. Gerade auch solche, die man zu kennen glaubte und mit denen man befreundet war. Geld bestimmte fortan das Leben und das hat viele verdorben. Der Moral wurde Besitz und Egoismus untergeordnet. Das betrifft nach meiner Meinung nicht nur einzelne Menschen sondern die Masse der gesamten Gesellschaft, damit auch Parteien und Regierungen. Die Interessen einer Minderheit im Volk werden verfolgt, nicht die der Mehrheit, die keine wirkliche Lobby hat. Unter einer Demokratie verstehe ich daher grundsätzlich etwas anderes.

Eine Mail vom 23. Februar 2015.
Der Name des Autors ist mir bekannt.



1. Juli 1990

Erwartungsvoll schob ich meine Geldkarte, die ich 1988 von der staatlichen Stadt- und Kreissparkasse Rostock erhalten habe, in den Schlitz des Geldautomaten. Ich tippte meinen Persönlichen Bank Code (PBC) in die Tastatur - und aus dem Gerät kamen tatsächlich D-Mark heraus! Der 1. Juli 1990 war ein Sonntag. Die Geldinstitute hatten seit 8.00 Uhr geöffnet, um den Menschen den Umtausch ihrer Mark der DDR in die Deutsche Mark zu ermöglichen. Ab diesem Tag war das alte Geld nicht mehr gültig. Die Marktwirtschaft hatte um 0 Uhr begonnen. Es war ein einmaliger Vorgang in der Geschichte der Menschheit, von einem Tag auf den anderen.

An den Schaltern der staatlichen Sparkasse haben sich lange Schlangen gebildet, denn es waren nur wenige Geldkarten im Umlauf. Die Anzahl der störanfälligen Geldautomaten in der gesamten DDR betrug keine 300, doch ich war froh, nicht so viel Zeit mit dem Schlangestehen verbringen zu müssen. Das neue und weltweit frei konvertierbare Geld erforderte einen anderen Umgang als die vorherige Binnenwährung. Mit dem Trabant fuhren meine Frau und ich an diesem Sonntagnachmittag zum Spaziergang nach Warnemünde. Unser Kind war eineinhalb Jahre alt. Wir parkten in der Nähe des Intershops. Der Parkplatz war fast leer und der Intershop hatte keine Bedeutung mehr. Im Volksmund wurde er „Roter Konsum“ genannt und war jahrzehntelang für viele DDR-Bürger, die über kein frei konvertierbares Geld verfügten, ein Ärgernis. Wir kümmerten uns nicht mehr darum.

Zunächst veränderten sich das Warenangebot und die Preise radikal

In der Hauptstraße des Seebades präsentierten die Läden ihre neuen Auslagen, mit Ausnahme der privaten Bäcker- und Fleischergeschäfte, die in der DDR irgendwie überlebt hatten. Bei den angebotenen Waren handelte es sich fast ausschließlich um Produkte aus dem Westen. Ein neues Geschäft bot schicke Herrenoberbekleidung mit reizvoller Damenunterwäsche an. Ein Kiosk bot 40 Jahre zuvor als Ausdruck für sozialistische Errungenschaften in Form von staatlich subventionierten Lebensmittelpreisen Bockwurst mit Brötchen

und Senf auf einem Pappteller für 85 Pfennige an. Ständig, soweit ich mich erinnern kann, standen ein paar Leute Schlange, um ihren Hunger und ihren Durst zu stillen. Eine Fruchtbrause kostete 35 Pfennige, überall. Das Flaschenpfand betrug 30 Pfennige.

Meistens ließen die Kunden die leeren Flaschen stehen. Dieses brachte zum Ausdruck, „es“ nicht nötig zu haben. Es war unter der Würde eines DDR-Bürgers, für die Rückgabe einiger Aluminiummünzen ein weiteres Mal das werktätige Verkaufspersonal zu bemühen, das, wie auch die meisten Kunden meinten, mit täglicher Arbeit bereits genug gestraft war. Zumal das Personal in diesem Fall die Kunden geringschätzig ansah und der Blick den Gedanken verriet, es“ wohl doch nötig zu haben. Nicht der Kunde war im Sozialismus König, sondern der Werktätige. Jedenfalls wurde ihm dieses eingeredet und viele fühlten sich so.

Leere Flaschen ließ man achtlos stehen, in den Reisezügen, am Strand, an den Kaufhallen. Das Einsammeln war Sache der Jungen Pioniere, für ein Taschengeld oder für das staatliche Solidaritätskonto mit den Völkern, die auf anderen Kontinenten für den Sozialismus kämpften. Nur manchmal gab es einzelne Personen, die sich mit Pfandgeld die Taschen füllten. Dann wurde ihre Geschäftstüchtigkeit doch bewundert. Jetzt kostete die Bockwurst 2,50 DM. Die Verkäuferin guckte traurig aus der Luke und wartete auf Kundschaft. Es standen auch keine leeren Pfandflaschen mehr herum.

Die Gastronomen machten lange Gesichter

Ähnlich erging es den staatlichen Betrieben in der Gastronomie, wovon es jahrzehntelang nie genug gab. Ein kalorienreiches Abendessen in einem Restaurant kostete drei bis fünf Mark der DDR, gleichbleibend stabil. Die Gäste warteten oft stundenlang geduldig vor dem Eingang, bis sich ein werktätiger Kellner erbarmte und ihnen einen Platz anbot. Die Gäste waren darüber so glücklich, dass sie dieses mit einem üppigen Trinkgeld honorierten in der Hoffnung, irgendwann einmal wieder so viel Gnade genießen zu können. Dieses war ebenfalls gleichbleibend stabil.



Mit Beginn der neuen Währungsrechnung kostete ein einfaches Gericht 16 DM, ein etwas besseres 20 DM. Der Preis, einfach abgesehen vom Timmendorfer Strand, vom Hamburger Jungfernstieg oder vom Kudamm in Berlin, lockte keine von den neuen DM aus den Taschen. Am Speisenangebot, seit Jahren gleichbleibend, hatte sich auch mit dem neuen Angebot an Zutaten nichts geändert. Der Koch kochte wie immer. Auch die spätere Reduzierung des Preises auf 12 DM bei kleineren Portionen nützte nichts. Die Gesichter der Gastronomen blieben lang. Wir leisteten uns jeder eine Portion Eis am Alten Strom. Der Preis betrug jetzt 50 Pfennig pro Kugel, vormals 15 Pfennige. Vorher haben wir uns jeweils drei Kugeln geleistet.

Ein schöner Anblick waren die vielen Segelboote auf der Ostsee, die ein Jahr zuvor noch durch den Eisernen Vorhang geteilt und Grenzgebiet war. Der Kontrollpunkt der Grenzbrigade Küste auf der Mittelmole war verwaist und es lagen bereits Hochseeyachten aus Schleswig-Holstein im Hafen. Wir setzten uns in unser Lieblingscafé mit Blick aufs Meer. Der Preis für ein Kännchen Kaffee hat sich von 1,72 Mark der DDR auf 3,50 DM erhöht. Wir unterhielten uns mit einem Mann aus Schleswig-Holstein, wobei mir allerdings das Gefühl beschlich, dass das Gespräch nur dazu diente, geschäftliche Informationen zu sammeln.

Wir gingen weiter. Der Skipper einer ansehnlichen Hochseeyacht mit bundesdeutscher Flagge ließ seinen Motor laufen. Eine Öllache breitete sich um sein Schiff aus. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass er das Gewässer verschmutzt. Er tat so, als wenn er mich nicht hörte. „Unsere Umwelt hat schon genug gelitten“, rief ich ihm mit Nachdruck zu. Erst dann reagierte er aufgebracht und beschimpfte mich als Stasimann, was mich wiederum beleidigte, vor allem, weil er nicht wusste, wovon er redete. Überhaupt verliefen viele erste Begegnungen der Menschen zwischen Ost und West, wenn es sich nicht um Verwandte oder Bekannte handelte, sehr unerfreulich. Auf die Euphorie des Mauerfalls folgte bald Ernüchterung, anschließend eine jahrelange Epoche der Enttäuschung, des Misstrauens und oft auch einer erneuten Erniedrigung der Würde der Menschen im Osten. Auch umgekehrt wirkte der jahrzehntelange "Klassenkampf" nach und vergiftete den Umgang der Deutschen miteinander.

Der Konsumrausch blieb aus

Als wir mit dem Trabant wieder nach Hause in unsere kleine Zwei-Zimmer-Plattenbauwohnung führen, sah ich an der Tankstelle, dass der Benzinpreis wesentlich billiger geworden war. Unsere Einkaufsquelle, die bisher staatliche HO-Kaufhalle, wurde bald von einer niederländischen Handelskette übernommen. Vom ersten Tag der Währungsunion an waren die vormals oft leeren Regale mit westlichen Waren gefüllt. Und vor allem: Es gab frisches Obst und Gemüse, und endlich auch Südfrüchte.

Die Kunden kauften Joghurt in ganzen Stiegen, als wenn dieser bald wieder ausverkauft wäre. Sie kauften auch kistenweise Softdrinks und dachten nicht darüber nach, wie ungesund die jetzt verführerischen, extrem zuckerhaltigen Produkte sind, wenn sie in Mengen konsumiert werden. Verständlich, dass es noch kein kritisches Konsumverhalten gab. Die Hersteller von Markenartikeln, deren TV-Werbung schon jahrelang über das Westfernsehen in die DDR-Wohnzimmer flimmerte, machten die besten Geschäfte.

Schon Wochen zuvor waren neue Zeitschriftenläden und Videotheken aus dem Boden geschossen. Doch am rasantesten entwickelte sich der Autohandel. Es ist inzwischen bekannt, dass das erste Autohaus in meiner Heimatstadt Rostock ein ehemaliger Stasi-Offizier eröffnete und dieser schnell unter Seinesgleichen einen lukrativen Kundenstamm aufbauen konnte. In der DDR war es üblich, auf einen PKW Trabant, Wartburg oder Lada acht oder mehr Jahre zu warten. Das Geld wurde in dieser Zeit angespart und beim Kauf auf den Tisch geblättert. Einen Konsumentenkredit gab es nicht.

Neuwertige Gebrauchtwagen kosteten auf dem Schwarzmarkt das Doppelte. In bar. Geld war also auch nach dem Umtausch in D-Mark ausreichend vorhanden und das eigene Auto ein jahrelang unerfüllter Traum. Es begann ein Ansturm auf westliche gebrauchte und neuwertige Kleinwagen. Manche kauften sich ein teures Auto und übernahmen sich somit in der Annahme, auf ihrem Arbeitsplatz weiterhin gut zu verdienen, jetzt in D-Mark. An die Kosten für den Unterhalt des Fahrzeugs dachten sie nicht oder sie konnten diese nicht einschätzen. In den alten Bundesländern war der Automarkt bald



leergefegt. Die Nachfrage war so groß, dass selbst notdürftig zusammengeflackte Altwagen zu überhöhten Preisen verkauft werden konnten. Die Bürger der DDR machten ihre ersten bösen Erfahrungen mit dem bisher wie Gold glänzenden Westen.

Ein Trümmerhaufen namens „DDR“

Ich war seit 1988 als Fotografiker Mitglied im Verband Bildender Künstler der DDR. Mit dieser Voraussetzung hatte ich vom Rat der Stadt Rostock, Abteilung Finanzen, eine Steuernummer bekommen und durfte mir eine freiberufliche Tätigkeit aufbauen. Wie das funktionieren sollte, wusste ich allerdings nicht. In der DDR war es üblich, dass Künstler lukrative Staatsaufträge erhielten und sich im Gegenzug gegenüber der Partei loyal zeigten. Im Klartext hieß das: Mit seinem künstlerischen Schaffen Partei und Staat zu huldigen und dem Überwachungsstaat als gefälliger Informant zu dienen. Bei Wohlverhalten waren sogar „Studienreisen“ in den Westen möglich.

Staatskünstler zählten in der DDR zur Elite und genossen oft Privilegien. Doch dieser Weg war mir zuwider und ich engagierte mich während der Revolution gegen den Staat in der Gewissheit, dass ich nur in Freiheit ein Künstler sein kann, der frei über sein Werk bestimmt. Denn Anpassung habe ich während vieler Jahre zuvor abgelehnt und dieses auch meinen Freunden im Fotoklub „Konkret“ so vermittelt. „Kunst kommt von Können und nicht von Wollen. Sonst hieß es Wunst“, sagte mir oft mein Kollege, der auch ein Mitglied der SED war. In diesem Fall stimmte ich ihm zu. Immobilien waren „Volkseigentum“

Selbst für die Huldigung des Staates standen kaum Arbeitsräume zur Verfügung. In den massenhaft errichteten Plattenbauten sind zwar Wohnungen entstanden, doch keine Möglichkeiten für eine individuelle Berufstätigkeit. Das war im Entwurf für ein „Leben in der Utopie“ unter der Führung der Arbeiterklasse nicht vorgesehen. Ehemalige Gewerberäume in den Altbauten waren verfallen. Das Büro des Künstlerverbandes hatte mir Arbeitsräume angeboten. Das seit Jahren leer stehende Gebäude hatte Ofenheizung, undichte Fenster und im Keller stand das Grundwasser knietief. Für eine Renovierung gab es weder Geld noch Material.

Die staatliche Gebäudeverwaltung schrieb mir, ich könne die Räume auf eigene Kosten herrichten und nach der Renovierung eine Nutzung beantragen, wofür es allerdings keine Gewähr gibt. Auch dieses Schreiben drückte die damalige Situation aus: Der Staat war pleite und es herrschten ungeklärte Eigentumsverhältnisse.

In der DDR waren Immobilien „Volkseigentum“. Der private Erwerb von Grundstücken war nicht möglich. Gebäude im Privatbesitz gab es schon, doch ihr Zustand war aufgrund der desolaten wirtschaftlichen Lage erbärmlich. Viele Eigentümer verschenkten in der DDR ihre Mehrfamilienhäuser an den Staat, weil die geringen Mieteinnahmen die Kosten für die Unterhaltung nicht deckten und das gesamte private Bauhandwerk vom Staat zugrunde gerichtet war. Viele Familien, die zuvor der DDR den Rücken kehrten, ließen ihre Eigenheime zurück, die sich die Staatsbediensteten unter die Nägel rissen. Das „Volkseigentum“ beruhte auf kriminelle Enteignung, wie schon in der Diktatur zuvor.

Es tauchten zunehmend Menschen aus dem Westen auf, die ihre enteigneten Immobilien zurück forderten und sich nach dem Grundbuchamt erkundigten. Dort herrschte Chaos. Das Prinzip zur Auflösung des Knotens hieß: Rückführung vor Entschädigung. Oft dauerte es Jahre, bis die Verhältnisse geklärt waren. Und oft traf es Bewohner, ehemalige Flüchtlinge, die nach dem Krieg ein verlassenes Haus zugewiesen bekamen, sich dort einrichteten und das Haus mit viel Aufwand instand hielten. Jetzt benötigten sie es als neue Lebensgrundlage, eventuell für die Investition in eine neue Backstube, in eine Werkstatt oder als Sicherheit für einen Existenzgründungskredit – und hatten plötzlich keine Grundlage mehr.

Die staatliche Wirtschaft mit den „volkseigenen“ Betrieben der DDR stand unter der Verwaltung der Treuhandgesellschaft. Die Aufgabe hieß: Privatisierung der bisher staatlichen Betriebe. Bis daraus Kunden würden, die meine Fähigkeiten auf dem Gebiet der Fotografie in Anspruch nähmen, in der Werbung, für die Kommunikation, würden noch Jahre vergehen, schlussfolgerte ich. Ich war im besten Alter meines Lebens, hatte die persönliche und künstlerische Freiheit erkämpft – und stand mit meiner Familie auf dem Trümmerhaufen namens „DDR“.



Die Stunde der Vertreter

Die Zeit drängte. Nach Aufhebung der staatlichen Subventionen für Lebensmittel und für Fahrten in öffentlichen Verkehrsmitteln verschoben sich die Preise. Lebensmittel wurden insgesamt außer Backwaren nicht teurer, Kleidung wurde wesentlich billiger und reichhaltiger, die Fahrpreise in öffentlichen Verkehrsmitteln explodierten und ich konnte mir ausmalen, dass auch bald unsere subventionierte Wohnungsmiete erheblich steigen würde. Geld musste her. Der bisher sichere Arbeitsplatz meiner Frau an der Universität begann zu wackeln und in den ersten Betrieben, die dem neuen Wettbewerb nicht standhalten konnten, wurden bereits Teile der Belegschaft gekündigt. Die derzeitige Situation kann man mit dem Würfelspiel „Mensch ärgere dich nicht“ vergleichen. Jeder hoffte, eine Sechsz zu würfeln bzw. nicht rausgeworfen zu werden.

Bereits im Frühjahr vor der Währungsunion hatte ich einen Auftraggeber in Darmstadt gefunden: einen Tourismusverlag. Fortan hatte ich die Aufgabe, in der Tourismusbranche Anzeigen von Hotels, Fremdenverkehrsarten und anderen Reiseunternehmen für einen etablierten Reiseführer zu akquirieren. Die Firma sagte, sie sei auf dem Gebiet Marktführer, doch im Osten war sie völlig unbekannt. Ich meldete ein Gewerbe als freier Handelsvertreter an und klapperte mit dem Trabbi alle Orte nördlich Berlins ab, um den Tourismus für diese vermeintliche Fremdenverkehrsbibel zu strukturieren. Manche Bürgermeister oder Kurdirektoren waren begeistert, andere zeigten mir mit einem Blick aus dem Fenster einen Vogel und wiederum andere rollten vor mir ihre Pläne von neuen Marinas, Seebrücken mit Shopping-Malls und modernen Hotelkomplexen mit Golfplätzen aus. Die Phantastereien kannten keine Grenzen.

Ich bekam das Gefühl, dass die Fläche für so viele Golfplätze gar nicht ausreichen würde. Und ich stellte mir die Frage, wer bei diesem Durcheinander überhaupt Zeit hätte, Golf zu spielen. Während freies Reisen in der DDR nur sehr schwer möglich war, weshalb es auch keinen Tourismus wie im Westen gab, erlebte ich nun den finalen Zustand des staatlich gelenkten Erholungswesens der DDR und war schockiert. Ich spürte allerdings auch die Chancen in der Tourismusbranche, die in meiner Heimat schlummerten. Summa

summarum hatte ich in zwei Monaten einige Tausend DM verdient, doch wie meine Familie nach Redaktionsschluss über den beginnenden Herbst und den folgenden Winter kommen sollte, wusste ich nicht.

Radikale Änderung der Verkehrssituation

Die Verkehrswege innerhalb der DDR waren so angelegt, dass die Werktätigen ihren Weg zur Arbeit effektiv mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurücklegen konnten. Das Leben spielte sich im regionalen Umkreis ab. Frühmorgens gingen die Menschen aus dem Haus, brachten die Kinder in die Tagesstätten, fuhren mit öffentlichen Verkehrsmitteln zur Arbeitsstelle, wo sie in der Regel um 7.00 Uhr anwesend sein mussten. Alles war perfekt getaktet. Die Rückkehr erfolgte ab 16.15 Uhr. Die Kinder wurden abgeholt und es wurde noch etwas eingekauft, was oft mit Wartezeiten verbunden war. Gegen 18.00 Uhr begann das Familienleben und anschließend die gemeinsame oder individuelle Freizeit. Nur wenige Autobesitzer fuhren mit dem eigenen Fahrzeug zur Arbeit und selten gab es einen Verkehrsstau, der nicht im Radio gemeldet wurde. Die Straßen in den Städten waren schlecht, die Fernverkehrsstraßen noch viel schlechter und die meisten Autobahnen stammten noch aus dem Reich zuvor, das tausend Jahre währen sollte.

Das Jahr 1990 brachte eine radikale Änderung. Die Verkehrswege in Richtung Westen und zurück, vorher kaum genutzt, brachen zuerst zusammen. Der Bestand an individuellen Fahrzeugen vervielfachte sich in wenigen Monaten. Hinzu kam der Lieferverkehr von West nach Ost und auch die wenigen Interzonenzüge waren hoffnungslos überfüllt. War es in der DDR üblich, auf einen Führerschein zwei Jahre zu warten, so schossen die Fahrschulen wie Pilze aus dem Boden. Das hatte zur Folge, dass das Vorankommen zwischen Lastern, Trabbis, Mercedes und Fahrschülern sehr schwer wurde. Doch es war notwendig, weil sich die durcheinander gewirbelten Menschen neue persönliche Kontakte in existenzieller und geschäftlicher Hinsicht erschließen mussten. So nahmen sie stundenlang anhaltende Staus in Kauf oder legten ihre Strecken nachts zurück. Benötigte ich vormals 15 Minuten durch die Stadt Rostock, so musste ich jetzt über zwei Stunden einplanen. Die Autofahrt von Rostock nach Hamburg, etwa 180 km, dauerte mehr als fünf Stunden. Wenn ich Glück hatte.



Mörderisches Tempo

Das Autofahren wurde auch gefährlich. In der Übergangszeit herrschte auf den Straßen ein mörderisches Tempo. Die Anzahl der tödlichen Unfälle vervielfachte sich, ausgelöst durch die Unerfahrenheit mit PS-starken Motoren, durch riskantes Überholen auf unübersichtlichen und unsicheren Strecken, durch die Unsicherheit vieler Fahranfänger. Erst in den Folgejahren wurden die Bundesstraßen und Autobahnen saniert, neue Autobahnen gebaut und die Bahnverbindungen erweitert.

In Lübeck gab es ein Problem: Eine Bürgerinitiative versuchte jahrelang, den Bau der Ostseeautobahn, die im Norden eine der Hauptverkehrsadern zwischen Ost und West werden sollte, zu verhindern und kämpfte mit harten Bandagen. Der schlichte Grund: Die Lübecker hatten Angst vor der Konkurrenz der Hansestädte in Mecklenburg-Vorpommern. Doch die Bürgerinitiative verlor. Viele Jahre später lernte ich den Anführer dieser Bewegung kennen, als ich als Ostdeutscher in einer Gesellschaft Westdeutscher zu Gast war. Es war 2009. Die Menschen aus Ost und West waren sich größtenteils immer noch fremd. Ich erzählte vom Prozess des Zusammenwachsens, von engagierten Menschen und Initiativen im Osten und räumte somit mit den verbreiteten Klischees auf. Darauf sagte mir der Westdeutsche: „Ich habe einen Fehler gemacht. Es tut mir leid.“ Die persönliche, deutsche Wiedervereinigung dauerte anschließend bis in die frühen Morgenstunden. Von der Ostseeautobahn profitiert inzwischen ganz Deutschland.

Telekommunikation auf Vorkriegsniveau

In der westlichen Welt wurde telefoniert. In der DDR dagegen schrieben die Menschen Briefe. In dringenden Angelegenheiten schickten sie ein Telegramm. Das Telefonnetz befand sich auf Vorkriegsniveau und wer aus dieser Zeit ein Telefon hatte, war privilegiert. Der Staat hatte keine Absicht, dieses zu ändern. Nur besonders wichtige Personen wie SED-Führungskräfte der staatlichen Betriebe, Parteifunktionäre, Mitarbeiter der bewaffneten Organe wie Polizei, der NVA oder der Staatssicherheit und ggf. auch Ärzte konnten in ihren privaten

Wohnungen ein Telefon nutzen. Der Rest des Volkes telefonierte im Betrieb oder in öffentlichen Telefonzellen, vorausgesetzt, der Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung verfügte ebenso über diese Möglichkeiten. Ein Gespräch in den Westen musste beim Fernmeldeamt angemeldet werden. Erst nach stundenlanger Wartezeit entstand die Verbindung. Nur in Ost-Berlin war das Telefonieren aus einer Telefonzelle in den Westen möglich. Wie inzwischen bekannt ist, wurden alle Gespräche vom Ministerium für Staatssicherheit aufgezeichnet.

Doch in der Marktwirtschaft ist eine moderne Ökonomie ohne Telekommunikation undenkbar. Die neuen Supermärkte und privaten Inhaber des Einzelhandels müssen Waren ordern, die Verwaltungen, die medizinische Versorgung, die geschäftlichen Neugründungen, die Bankfilialen usw. müssen funktionieren. Die Herausforderung der deutschen Einheit bestand nun darin, binnen kürzester Zeit ein funktionierendes Netz für Telefon und Telefax zu erstellen. In der ersten Hälfte der 1990er Jahre arbeiteten sich die Monteure durch die Städte und Gemeinden, rissen ganze Straßen auf und verlegten Kabel. Die ersten Mobiltelefone kamen auf. Geschäftsleute kauften sich die ersten tragbaren Mobiltelefone, die einige Tausend D-Mark kosteten, aber notwendig waren. Ich persönlich nutzte anfangs das Telefon meiner Schwiegermutter, die Ärztin war. Ein Jahr später zog ich mit der Familie in eine größere Wohnung, wo glücklicherweise ein Telefonanschluss vorhanden war. Wiederum einige Jahre später schaffte ich mir ein Autotelefon für das C-Netz an, um mit meinen Angehörigen Kontakt zu halten, wenn ich länger unterwegs war.

Verkaufsgebiet „Neue Bundesländer Nordost“

Noch im August 1990, als ich die erste Runde für den westdeutschen Tourismusverlag abgeschlossen hatte und mir Gedanken machte, wie es jetzt wohl weitergeht, elektrisierte mich eine Anzeige in der Zeitung. Ein führender Hersteller von Fotokameras mit Hauptsitz in Tokio und Nebensitz in Nordrhein-Westfalen suchte einen Mitarbeiter für den Außendienst im Gebiet „Neue Bundesländer Nordost“. Von Fotografien und Kameras verstand ich viel. In der DDR war es üblich, für eine Bewerbung um einen



Arbeitsplatz einen Lebenslauf zu schreiben, sich also vollkommen zu entblößen. In der Anlage fügten die Bewerber ihre Zeugnisse und Beurteilungen an und schickten die Unterlagen ab. Auf einem Nebenweg gelangte die Kaderakte, die auch geheime Aufzeichnungen enthielt, von einem Betrieb zum anderen.

Doch Handelsvertreter, also Kaufleute im Außendienst, gab es in der DDR nicht. Im Gegenteil: Die „volkseigenen“ Betriebe schickten „Beschaffer“ los, die dringend benötigtes Material erbettelten, damit die Produktion fortgesetzt werden konnte. Beurteilungen habe ich mir von meinen ehemaligen Vorgesetzten ohnehin nicht anfertigen lassen. Die wären nicht viel besser ausgefallen als die Berichte an die Stasi. Also pries ich auf mehreren Schreibmaschinenseiten meine Leidenschaft und mein Talent auf dem Gebiet der Fotografie an – und wurde zu einem persönlichen Bewerbungsgespräch nach Neubrandenburg eingeladen.

Die nächste Frage war die der passenden Bekleidung. Ein spießiger Präsent-20-Anzug, wie er von SED-Funktionären getragen wurde, dazu eine viel zu kurz gebundene Krawatte, befand sich nicht in meinem Kleiderschrank. Doch irgendwie muss mir ein akzeptabler Auftritt bei den Gesandten aus dem tiefen Westen gelungen sein, denn zwei Wochen später erhielt ich per Post die Einladung zu einem Einstellungsgespräch westlich des Rheins.

Umsätze in Millionenhöhe

Meine Aufgabe bestand nun darin, Fotokameras zu verkaufen, und zwar so viele wie möglich. Mein neuer Arbeitgeber „unterstützte“ mich mit Werbematerial. In der DDR war Papier Mangelware und für den Umgang damit war Sparsamkeit geboten. Nun kamen wöchentlich große Pakete mit allerlei Prospekten, doch die Wohnung war viel zu klein, um die Papiermengen aufbewahren zu können. Ich musste sie in kleinen Portionen in die umliegenden Müllcontainer entsorgen und fand das viel zu schade. Ich lernte, dass bunt bedrucktes Papier in der neuen Welt ein Geschäftszweig ist, wo nicht gespart wird.

In der DDR gab es zwei Modellreihen Spiegelreflexkameras. Wer als ambitionierter Fotograf etwas auf sich hielt, die Produkte aus dem VEB Kombinat Pentacon Dresden schmächte und meinte, nur mit japanischen Apparaten gute Bilder machen zu können, blätterte dafür auf dem grauen Markt das komplette Jahresdurchschnittsgehalt eines Werktätigen hin. Jetzt gab es plötzlich Fotoapparate mit Autofokus, Programmautomatik und Zoomobjektiven. Für die Urlaubserinnerungen waren leistungsstarke Kompaktkameras im Angebot, und zwar gleich von mehreren Herstellern. Und die Menschen aus der DDR waren erpicht darauf, endlich dorthin zu reisen, wo sie noch nie sein durften. Um zu fotografieren, kauften sie Kameras und Filme. Die Handwerksfotografen, die das Glück hatten, schon längere Zeit über einen etablierten Laden in zentraler Lage zu verfügen, schafften sich Maschinen an und printeten von morgens bis abends bunte Bilder, so bunt, wie sie in der DDR nie waren.

Die zweite Geschäftswelle lösten die Behörden aus. Die Bürger im Osten benötigten nach der Wiedervereinigung neue Personalausweise, Reisepässe, Führerscheine und Bewerbungsfotos. Dieses Geschäft boomte jahrelang und so mancher Inhaber schaffte in dieser Zeit, mehrere Mitarbeiter zu beschäftigen und sich ein Grundstück mit Einfamilienhaus anzuschaffen. Es dauerte keine drei Jahre und ich hatte die Marke, die ich vertrat, in meinem Verkaufsgebiet „Neue Bundesländer Nordost“ etabliert. Manchmal reiste ich nach Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, um meinem erkrankten Kollegen aus Leipzig unter die Arme zu greifen. Hinzu kamen noch Videorekorder.

Mein Arbeitgeber hat seine Umsätze im Zuge der deutschen Einheit verdoppelt. Die Firma wurde vergrößert, ein neues Logistikcenter wurde angeschafft, weitere Mitarbeiter wurden eingestellt. Meine Kollegen im Außendienst in den westlichen Bundesländern waren am frühen Nachmittag mit ihren Kundenbesuchen fertig und verdienten das Doppelte im Vergleich zu meinem Gehalt. Dafür war ich bis in die Abendstunden unterwegs, wenn ich nicht irgendwo übernachtete. Hotelzimmer waren anfangs so knapp, dass ich sechs bis acht Wochen vorbestellen musste. Inzwischen war auch meine Frau arbeitslos wie Millionen andere im Osten auch. Um überhaupt im Osten Kameras verkaufen zu können, habe



ich an den Abenden das Verkaufspersonal geschult, die Technik erklärt und die Qualität gepriesen. Dabei musste ich nicht lügen, doch meine Verkaufszahlen waren, gebietsbedingt, der Geschäftsführung nie hoch genug. Ich kann mich an ein Meeting auf Sylt erinnern, das ein Vermögen verschlang, die Flugkosten des Geschäftsführers und der Kollegen aus dem Süden inbegriffen. Doch ich wurde oft ermahnt, weil meine Umsätze im Vergleich zu Bayern, Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen zu gering waren. Ich erlebte einen Wahnsinn - und bald war meine Motivation für diesen Job am Ende.

Aufbruch Ost

Im fünften Jahr der deutschen Einheit ahnte ich meine Entlassung und besann mich auf mein fotografisches Talent sowie auf meine neuen Fähigkeiten als Kaufmann und im Bereich des Marketing. Ich meinte, den jetzt eingefahrenen Lieferwegen von West nach Ost etwas entgegen setzen zu müssen. Eine gesunde und gesamtdeutsche Volkswirtschaft lebt doch vom gleichberechtigten Austausch von Waren und Leistungen! Irgendwann muss der Osten doch wieder etwas anbieten, was für den Rest der Welt von Nutzen ist, dachte ich mir. Und für die Marketingkommunikation werden doch Fotografien gebraucht, wie ich inzwischen gelernt hatte!

Während der langen Autofahrten entwickelte sich in meinen Vorstellungen ein Konzept. Mit Hilfe eines Unternehmerberaters aus Schleswig-Holstein schrieb ich einen Businessplan und zahlte mein Lehrgeld, bis ich es selbst konnte. Mit diesem Vorhaben klapperte ich die Bankfilialen ab. Schon beim dritten Filialdirektor fand ich ein offenes Ohr. Er fand mein Konzept einigermaßen schlüssig. Ich besserte nach und ich erschien ein weiteres Mal zum Gespräch.

Doch der Filialleiter quälte sich offensichtlich. „Herr Wittenburg, ich kenne Sie doch gar nicht! Sie haben nicht einmal ein Konto bei uns!“ „Woher kommen Sie denn?“ fragte ich. „Aus Schleswig-Holstein“, antwortete der Banker. „Dann waren wir doch bis vor kurzer Zeit durch eine Mauer getrennt und es war gar nicht möglich, dass wir uns kennen.“ Und es folgte von mir eine Erläuterung meines Engagements im Osten, als er noch warm und trocken im Westen lebte. „Und welche Sicherheiten können Sie vorweisen?“ bohrte, immer noch zweifelnd, der Banker. „Was

meinen Sie, welche Sicherheiten man sich in der DDR erarbeiten konnte?“, fragte ich ziemlich spitz zurück. „Die meisten Menschen leben in einer gemieteten Plattenbauwohnung. Wenn es hoch kommt, fahren sie noch ihren inzwischen wertlosen Trabbi.“

Mein Gegenüber dachte sichtlich angestrengt darüber nach. „Aber wenn es hier weitergehen und auch Ihre Filiale mit allen Angestellten existieren soll, ist es Zeit, etwas zu tun! Der Osten lebt von der Substanz, und die ist bald verbraucht“, fügte ich hinzu und jagte dem Mann etwas Angst ein. Das musste gewirkt haben.

Anschließend zeigte ich ihm die jüngste Wochenendausgabe einer großen Tageszeitung, die meinem fotografischen Werk gerade eine ganze Titelseite gewidmet hat. Thema: „Als die Westreklame kam“. Der Filialleiter las sich den Artikel durch und sagte: „Fotografieren können Sie ja. Wer hat den Text geschrieben?“ „Inga Insterburg.“ „Na, die ist ja bekannt.“ Damit war der Weg zum Existenzgründungskredit, zum ERP-Kredit und zum Hausbankkredit frei. Das Eigenkapital erhielt ich von meinem Arbeitgeber als Abfindung, der mir wenige Wochen zuvor "betriebsbedingt" gekündigt hatte. Im letzten Augenblick war ich dem Arbeitsamt vom Fußabtreter gesprungen. Dass Inga Insterburg das Pseudonym meiner Frau war, erzählt ich dem Banker lieber nicht.

Auferstanden aus Ruinen

Auferstanden aus Ruinen
Und der Zukunft zugewandt,
Lass uns dir zum Guten dienen,
Deutschland, einig Vaterland.
Alte Not gilt es zu zwingen,
Und wir zwingen sie vereint,
Denn es muss uns doch gelingen,
Dass die Sonne schön wie nie
|: Über Deutschland scheint. :|

Als das Politbüro der SED 1972 das Singen der 1949 geschaffenen Nationalhymne der DDR untersagte – wer sie trotzdem sang, machte sich verdächtig – ging es ihm um die Zeile „Deutschland, einig Vaterland“. Es sollte eine eigenständige Nation heranwachsen, dessen Menschen sich irgendwie mit dem Kürzel „DDR“ identifizieren sollten. Es mag in breiten Schichten der Bevölkerung bereits gefruchtet haben, denn kaum jemand hat



darüber nachgedacht, wie man sich mit einer abgekürzten Staatsbezeichnung fühlen soll und sich nicht mehr als Mecklenburger, Thüringer oder Sachse bezeichnet. Und als Deutscher schon gar nicht. Zumal kaum ein Mensch diesen abgekürzten Staat verlassen konnte. Doch mit Sicherheit haben der Dichter Johannes R. Becher und das Politbüro nicht an die Zeile „Auferstanden aus Ruinen“ gedacht und dass diese um 1989/90 noch einmal eine aktuelle Bedeutung bekam.

Ich hätte diese Hymne stundenlang singen können, als ich mit dem Presslufthammer in Warnemünde, meinem Geburtsort, einen Laden bearbeitete, den der letzte Handwerker 1936 verlassen hatte. Und am Text hatte ich gar nichts auszusetzen. Er entsprach völlig der Realität, die mich umgab. Für die Existenzgründung für mich und meiner Familie – unser Sohn war gerade in die Schule gekommen – waren die vorhandenen Gewerberäume unbezahlbar. Mein Konzept sah vor, dass ich ein mir angebotenes Ladengeschäft modernisierte und die ersten Jahre mietfrei nutzen konnte.

Bevor ich überhaupt den Auslöser einer Kamera professionell betätigte, benötigte ich neue Wände, einen neuen Fußboden, eine neue Heizung, neue Fenster, eine neue Elektroinstallation, ein Studio, eine Ladeneinrichtung, eine neue Ladentür, einen neuen Außenanstrich, Außenwerbung, Ware, Material und eine neue Fotoausrüstung. Meine Frau sagte, sie hätte mich jahrelang nicht mehr so fröhlich, so ausgeglichen und so zuversichtlich erlebt. Sie half mir, wo sie konnte.

Am 20. Juli 1996 eröffnete ich meine Fotogalerieladenstudiorahmenwerkstatt – und die Kunden kamen überfallartig. Ich arbeitete von früh bis spät, um die Arbeit zu organisieren, die Kosten zu decken, die Löhne der Mitarbeiter zu zahlen, die Kredite zu tilgen. Was übrig blieb, reichte lange Zeit weder zum Leben noch zum Sterben.

Doch bevor ich weitere Einzelheiten beschreibe, fasse ich mich kurz: Bis heute musste ich insgesamt siebenmal von vorn beginnen.

Vom Kollektiv zur Vereinzelung

Mir fällt beim Schreiben auf, dass ich das Personalpronomen der 1. Person Plural „wir“ benutze, wenn es um die DDR geht, aber schnell zum Personalpronomen der 1. Person Singular „ich“ wechsele, wenn es sich um die Zeit danach handelt.

In der Tat steht dieses „wir“ stellvertretend für die allgemeine DDR-Befindlichkeit. „Wir“ waren das Arbeitskollektiv, „wir“ waren der Fotoklub „Konkret“, „wir“ waren die Familie, „wir“ waren die Guten, „wir“ bauen eine bessere Zukunft auf.

Doch von diesem mehrfachen „wir“ blieb nach der deutschen Einheit nur noch die Familie übrig. Die Kollektive haben sich aufgelöst, der Fotoklub hatte bald keine Räume mehr, wo die Mitglieder sich treffen konnten, und dieses „wir Ostdeutsche“ teilte sich auf in die verschiedensten Daseinsformen. Es verlor seine Klammer aus Mauer, Stacheldraht und Totalüberwachung.

Und es verlor somit auch die Solidarität der Menschen untereinander, weil diese ihre Schutzfunktion verlor. Dieses „wir“ brachte auch zum Ausdruck, gemeinsam unmündig und meistens machtlos gegen „die da oben“ gewesen zu sein. Paradox ist, dass sich „die da oben“ ebenfalls zum „wir“ zählten, in Wahrheit aber das „ich“ lebten.

Dieses „ich“ bedeutet jetzt, erwachsen und mündig zu sein, Verantwortung zu tragen und in Freiheit und Demokratie selbstbestimmt sein Leben zu gestalten, was wiederum der Gemeinschaft nützt. Wahrscheinlich ist dieses der wesentlichste Aspekt zur Einheit der Deutschen.



CAMEL

CAMEL

West

3,85 DM

West

3,85 DM

K
Lebensmittel

Marlboro

Marlboro

Marlboro

Marlboro

Marlboro

Wieder stark.

GABINET

Test the West!





Wismar, Deutschland, 1994

Herzlichen Glückwunsch, wenn Sie es geschafft haben, den Text bis zum Ende zu lesen! Natürlich habe ich dem Verfasser der E-Mail auf Seite 5 geantwortet. Diese Antwort steckt, nur anders formuliert, im Text und in den Abbildungen.

Doch mich interessiert brennend:
Was hätten Sie, ob jung oder älter, ob in Ost, West, Nord, Süd oder im Ausland lebend, auf diese Meinung geantwortet?

Über ein paar Zeilen wäre ich Ihnen sehr dankbar. Es wäre ein interessantes Thema für die 19. Ausgabe "Neues aus Langen Brütz". Wenn Sie gestatten, veröffentliche ich Ihre Meinung in diesem Magazin, natürlich mit Fotografien aus der jetzigen Epoche.

Hiemit erlaube ich, diese Datei für **nicht kommerzielle** Zwecke an weitere Kontaktpersonen zu versenden und auch in gedruckter Form zu verbreiten.

Viele Grüße! Bis zum nächsten Mal!

Herausgeber, Autor, Fotografiker, Projektentwickler für visuelle Kommunikation und Redakteur

Siegfried Wittenburg
Am Schulacker 14
19067 Langen Brütz

post@siegfried-wittenburg.de